

Nr. 90. Bromberg, den 17. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ho! Ho!“ brüllen sie schon von weitem und machen die Boote eilig fest, greifen die Riemen und klettern hastig die Felsen hinauf. „Ho, ho!“ schreien sie, und wie Dreschflegel wirbeln die Riemen durch die Luft. Es klatscht und trampelt, die Felsen werden naß und glitschig, und Lodvig fällt hin, daß er's Aufstehen vergißt. „Satan!“ schreit Jordan, denn er sieht, wie ein alter Hund auf die Lücke, die Lodvigs Fall hinterließ, zukrabbelt.

„Satan! Wirst du . . .“ und er reißt Lodvig zur Seite und schlägt wie ein Drescher auf den Seehund ein, bis der nach gut dreißig Schlägen zusammenbricht.

Auweih, Lodvig hat eine böse Wunde am Kopf, und ihm ist ganz schwindlig. Jordan bringt ihn ins Boot. Er nimmt einen Lappen, und der wird Lodvig auf den Kopf gelegt, zur Kühlung.

„Ho, ho!“ geht das Geschrei, und die letzten Tiere brechen zusammen. Bei den glatten, kurzen Beinen werden sie gepackt und auseinandergezogen, damit ein jeder für sich liegt. Neun sind es, alle Wetter, das ist ein Fang! Einer ist dabei, der ein ganz schneeweißes Fell hat. Allerdings ist es jetzt blutbefleckt, aber immerhin, es ist weiß, und das sieht man alle Jubeljahre!

„Ah“, stöhnen sie und wischen sich den Schweiß von der Stirn, „das war eine Schlacht, da konnte man wieder seine Kräfte loslassen! „Ah“, und sie stehen und lachen sich an.

„Christian, wie kamst du nur darauf?“

„Na, denkt ihr, ich will barfuß gehen, immer Klippfisch essen und meine Stiefel mit grünen Blättern einfetten?“ fragt Christian selbstbewußt. „Das war sehr nützlich!“

„Aber wie geht es Lodvig? Ich sah ihn fallen!“ Ja, wie geht es Lodvig? Das ist eine Frage! Sie klettern über die Felsen nach dem Boot zurück.

„Habt ihr ihn tot bekommen?“ fragte Lodvigs Stimme, und da taucht er, mit einer Riesenbeule an der Stirn und blutverklebtem Kopf schon wieder auf.

„Na, du siehst ja, toter geht es nicht mehr!“

„U ja, hat jemand von euch bei der Schlacht gesungen?“

„Nein. Das hat wohl keiner. Warum?“

„Als ich hinschlug — oder war es danach? — hörte ich euch singen!“

„Junge!“ und sie schlugen sich auf die Knie, „Junge! War es schön? Da mußt du aber hingehagelt sein!“

„Das kann man wohl sagen!“ Und Lodvig nimmt ein Messer und stößt es jedem Seehund zweimal in die Kehle, damit das Blut nicht in den Körpern bleibt und starr wird.

Jens' und Christians Geheimnis wird über diese Schlacht beinahe vergessen. Aber Jens weiß, daß er sich seinen Triumph holen kann. Erst zwei Tage später. Da kommt er des Mittags in den Hafen, und wer da herumsteht und vorbeikommt, den ruft er an: Willst du mal herkommen, ja? Mal hersehen?“ Und wer einen Blick in seinen Lastraum tat, bekommt runde Augen und möchte gern von Jens lernen, wie man's macht. Die Frauen kommen an den Hafen und tun einen Blick ins Boot. Eben haben sie gerade die Freude über die Seehunde gehabt, und das leckere Lebergericht ist noch nicht vergessen, und was bringt Jens heute? Vierzehn große Lachse!

Vierzehn Lachse, jawohl! Der eine ist sehr schmal und lang. Viele sagen: „Das ist wohl der beste, Jens, was?“

„Nein, der schlechteste! Das ist eine dürre Jungfrau . . .“

„Wie nennst du das?“

„Eine Jungfrau, ein dürre Jungfrau!“ sagt Jens, und seine Augen glänzen listig.

„Seht ihr“, erklärt er, die ist lang, schmal, mager, man weiß nicht, was vorn und was hinten ist, aber diese hier, die kurzen, runden, mit dem schön gewölbten Rücken, das sind meine Freunde. Und ihr müßt wissen, zwanzig hätte ich haben können, aber von sechsen war nur noch mehr der Kopf am Haken. Das andere fraßen die Seehunde!“

„Was denkst du, sollen wir mit den Lachsen machen?“

„Verkaufen!“ sagt Jens und hat das vergnügteste Gesicht von der Welt.

„Das Wetter ist kühl, dann halten sie sich. Wir können sie aber auch ein bißchen salzen! Bist du schon fertig mit dem Lasten?“ fragt er Thorvald.

„Ja, ganz fertig. Wir werden bald fahren!“

„Wißt ihr“, beginnt Jens „heute abend kommt ihr zu uns, und zum Abschied für diesmal wollen wir diese dürre Jungfrau essen!“ Oh, wie sie alle einverstanden sind! Kirsten, die gern dafür sorgt, daß Hanns einen guten Bissen bekommt, und Ulla, die beiden nehmen die lange Lachsjungfrau, und während alle andern die Boote zur Fahrt für morgen früh klarmachen, wird in Ullas Diele das größte Feuer geschürt, das je darin gebrannt hat!

Es ist ein grauer, regenverwehter Morgen, an dem sie fahren. Noch vor Sonnenaufgang. Zu vier Booten gehen sie aus der Landdeckung in einen frischen Bramsegelkuling, der ihnen das Wasser über Deck jagt, daß es schwer ist, im Dämmern hin und her zu gehen. Auch Jens fährt aus, aber gleich hinter den Schären hält er ab und biegt Ost zu, wo er neues Lachsgarn setzen will. Die drei Hünen kommen eben auch frei von Land. Auch sie wollen es mit dem Lachsfang versuchen. Jens hat ihnen ein paar gute Ratschläge gegeben, wie tief die Köder hängen müssen und vieles mehr, was man erfüllt haben muß, wenn man Hoffnungen hegen will. Es scheint, als habe Jens die Möglichkeiten für die Lachsfischerei schon seit Jahren studiert.

So haben sie es eingerichtet: Die Jungen haben zwei Boote, und darauf sind Andreas, Kai Larsen, Peter Iversen und Erling verteilt; Cemle Marcher, der nach Hause fährt, und Vincent, der die Seinen holen will, dazu. Oluf und Jordan sind auf Braaks Boot. Mit Thorvald nach Schweden fahren Janus und Kristoffer. Oluf und Jordan müssen ja auf die Freite gehen, deshalb konnten sie diesmal nicht auf die Quase.

Sie alle haben Thorvald, Kerstin und den beiden Jungen die Hand gegeben. Und das ist gut; denn sobald sie unter Land fortkommen und der Wind richtig in die Segel

fährt, bäumt sich die Quase ein paarmal, legt sich ächzend in den harten Wind und schießt mit toller Kränkung durch das graue Meer nach Norden.

„Farewell, farewell!" rufen sie von den kleinen Booten, und vom Holm winken sie, von Thorvalds Boot flattert ein Tuch. Ja, Thorvald ist ein richtiger Großschiffer! Ein Schiffer mit Besatzung, Frau und einem prächtigen Schiff! Sieh an, wie er sich mit seiner Pelzmütze gut ausnimmt an Deck.

Man kann ja noch so lange winken. Auf der Widde flattern die Kopftücher und Schürzen. Da stehen die Frauen der Fahrensleute und winken, und erst wenn man nicht mehr erkennen kann, wer denn eigentlich noch winkt, wird die Widde leer. Und es wird eine Überfahrt, daß man Spaß an tollkühnem Segeln bekommen könnte.

Am hellichten Vormittag lagen sie dann in Gudhjem vor einer Menge Volk am Hafen fest. Aber wenn die Jungen denken, daß Braak sie so laufen läßt! O nein, sie bekommen gesagt, für was alles sie Sorge zu tragen hätten, damit es im Winter zum Aushalten wird. „Denkt daran", sagt er, „wenn wir Oststurm bekommen, können wir nicht ausfahren; und ein Winter bringt so einige Oststürme mit sich! Seht euch nach Holz und Torf um, Wolle und Öl, nach allem, was man brauchen kann. Mehl solltet ihr nicht vergessen, und Geräte und Salz. — Ihr müßt es einfach von selbst wissen!" Die Jungen in den beiden Booten legen wieder ab vom Kai. Sie wollen nach Hasle. Was sie da zu tun haben? Dort sind wohl ihre Frauen und die Freunde, die noch auf den Holm wollen. Vincent und sein Vater bleiben in Gudhjem. Sie haben von hier aus noch eine Stunde längs des Strandes in die Nachbargemeinde, Snaagebaek zu laufen, aus der sie stammen.

Braak hat es wieder einmal so gut geordnet, wie sie finden. Er hat gesagt: „Alles soll so schnell wie möglich gehen! Ihr Jungen werdet ja wohl nicht erst lange zu suchen brauchen, bis eine Frau für euch da ist — also beeilt euch, sonst kommt ihr vor Frühjahr nicht mehr auf den Holm!" Ja, er spottete, aber er hatte eine merkwürdige Unruhe im Leib und trieb sie alle zu höchster Eile an. Mit Thorvald ist verabredet, daß er in Schweden die Ladung löscht, Holz lastet und Waren einkauft und dann so schnell wie möglich wiederkommt. Auf dem Rückweg soll er über Gudhjem fahren. Es wird und muß so kommen: Vincent wird seine Habe zusammenpacken und hierher bringen. Wenn Thorvald bis dahin noch nicht angekommen ist, können die Sachen untergestellt werden. Die Jungen werden mit diesem Wind heute noch in Hasle sein. In zehn Tagen erwartet Braak sie mit ihren jungen Frauen wieder zurück. Auch ihre Freunde sollen nach Gudhjem kommen, denn Braak will sie sehen und mit ihnen sprechen, will sie warnen und ihnen noch einmal sagen, daß sie keine Abenteuer erwarten sollen, sondern Arbeit, harte Lebensarbeit! Inzwischen wird er sich allerorten umtun. „In zehn Tagen spätestens also!" schärfen sie sich ein, und die Jungen legen ab und fahren mit diesem lustigen Wind die Küste hinauf, daß es wie Fliegen anmutet. Wenn sie Hammaren gerundet haben werden, wird stilles Wasser und flauer Wind kommen. Aber zum Abend werden sie gewiß in Hasle sein.

Schnell soll alles gehen! denkt Braak und wundert sich über seine unerklärliche Eile. Aber auch er muß Geduld und Warten lernen. So leicht kommt er nicht aus dem Boot; das ganze Volk ist ja so gesprächig geworden!

„Und ihr habt es gut?" fragen sie lachend. — „Ja, sehr gut!" „Wie geht es Christians, was macht Magnus, wie geht es dem und dem? Wir haben nie geglaubt, daß es sich so gut anlassen würde mit euch!" „Ja, seht ihr . . .", sagt Braak hartnäckig. Aber locker lassen sie darum nicht. Da fragt er schließlich: „Und ihr, wie geht es euch?"

„Ah, nicht gut; schlecht geht es, um es rund heraus zu sagen! Wir kriechen so über die Erde, es könnte alles besser sein. Der Strömling wollte gar nicht so recht kommen in diesem Jahr — und der Dorsch, ah — das war erst recht nichts!"

„So, so, habt ihr die Netze tief gelegt für den Strömling oder höher?"

„Natürlich, ganz hoch! Wie kannst du danach fragen?"

„Ihr hättet sie tiefer stellen müssen! Man muß es nach dem Wetter verändern! Der Strömling schwimmt nicht immer gleich hoch, er richtet sich nach der Wärme des Wassers."

„Nein, nein, das solltest du uns nicht weismachen wollen! Das sind Weisheiten vom Holm, die passen nicht für unsere Küste!"

„Ganz wie ihr meint" sagt Braak und bereut, davon angefangen zu haben.

„Und Dorsch? Fangt ihr den auch mal tief, mal hoch?"

„Wir fischten Dorsch im ganz tiefen Wasser, unter zwanzig Fuß; dort stand er und war sehr groß!"

„So, so . . ."

Da macht es Braak Spaß aufzutrumpfen, und er sagt gleichmütig: „Aber jetzt zum Winter fischen wir nur Lachs!"

„Lachs? Den gibt es hier doch gar nicht!"

„Doch, doch, Jens fing neulich an einem Tag vierzehn Stück, und jeder wog gut dreißig Pfund."

„Nein, nein, wie ist es möglich? Sage doch ruhig, daß du flunkerst!"

„Das kann ich nicht, auch wenn ich euch einen Gefallen damit täte. Es ist wahr, was ich sage!"

„Und wie fangt ihr Lachs?"

„Das kann ich euch nicht sagen. Jens allein weiß es bis jetzt."

„Aber wie — mit dem Netz oder der Angel?"

Braak zuckte die Achsel. Sie fragen und fragen, aber mehr als er sagen will erfahren sie doch nicht.

„Schade, daß wir kein flaches Wasser haben, sonst würden wir Aal fangen!"

„Aal, Weißt du denn, wann er kommt?"

„Nein, ich weiß nichts vom Aal!"

„Aber ich", sagte einer, „er schmeckt gut, vor allem, wenn er im Rauch war!" „Ja, das wissen wir alle!"

„Wann aber willst du Aal bekommen?"

„Man kann Garn setzen und nach vier Wochen zusehen, ob sich etwas gefangen hat. Jens sagt, es käme auf die Strömung an, auch beim Lachs!"

„Das sind Holmens Weisheiten!" sagen sie, „man kann dir nicht glauben!"

„Nicht?" fragte er lachend, „dann kommt zu uns, zum Lachsessen! Wir setzen euch keinen Dorsch vor, das könnt ihr glauben!"

„Und Stör? Wie ist es damit?"

„Wir haben es noch nicht versucht! — Kommt zum Lachsessen!" sagt Braak und will weitergehen.

„Bleib doch", sagen sie, „wir müssen dir viel erzählen! Von Gamle Per — von Andrea — bleib doch!"

Ja, von Andrea und Gamle Per erzählen sie, von Gamle Per, der im Sterben liegt, jeden Tag und jede Nacht, und doch nicht sterben kann. Nun hat er gesagt, wenn Braak käme, solle man ihm sagen, er möge kommen.

„Und Andrea, was ist mit ihr?"

„Mit ihr? Ja, keiner weiß es so recht. — Du mußt mal nach ihr sehen! Sie ist zuviel allein in der letzten Zeit!" Ja, das wird Braak natürlich tun, wiewohl er Angst vor Tränen hat. Endlich lassen sie ihn auch seiner Wege gehen. Schwer und langsam findet er sich zurecht in der alten Umgebung. Zuerst geht er zu Magnus' und Hanns Jensens alten Häusern. Da wohnen nun andre, und von denen soll er die Pacht eintreiben. Aber an beiden Stellen bitten sie ihn in die Stube, lassen ihn sich setzen und fangen an zu klagen.

„Solch einen schlechten Sommer haben wir selten gehabt!" stöhnen sie, „frag doch Magnus, ob er mit der Pacht nicht bis zum nächsten Jahr warten kann!" — „Und frag doch Hanns, ob wir es ihm nicht ein andermal geben können!"

„Das weiß ich nicht!" sagt Braak; „das glaub' ich nicht. Ihr müßt bedenken, auch wir brauchen unser Geld! Magnus und Hanns haben sich neue Häuser gebaut! Wenn ihr hier wohnt, müßt ihr doch so viel verdient haben, daß ihr die Leihe bezahlen könnt!"

„Das können wir eben nicht, denn wir verdienen nicht soviel! Und ihr, ihr braucht es doch nicht so dringend! Ihr fischtet so gut, habt ein so schönes Leben . . ."

„So?" sagt Braak empört. „Sagt, wann wart ihr zum letzten Male draußen?"

„Vor vier Tagen!"

„Und warum seitdem nicht mehr?"
„Du siehst doch, das Wetter!"

„Ja — so könnt ihr eure Hausleihe freilich nicht bezahlen! Faul seid ihr geworden! Und wir sollen für euch arbeiten? Nein! Schafft das Geld herbei!" Und damit geht er. Fortan sind sie am Hafen nicht mehr so freundlich.

Anderntags geht er zu Gamle Per. Und wen trifft er da? Andrea! Die sorgt jetzt für den Kranken.

(Fortsetzung folgt.)

Einer von Dreien.

Skizze von Hans Schoenfeld.

Unmittelbare Nachkommen — sagt man — der edlen Sankt Bernhards-Hunde gibt es kaum noch. Immerhin sind Stämme vorhanden, die das kostbare Rasseblut dieser herrlichen Hunde noch zu solchen Teilen in sich tragen, daß die ihrer Gestalt und vor allem ihrem Wesen nach als Bernhardiner gelten können. In Tirol kennt man drei solcher Bernhardiner, die auch äußerlich sich von den dort üblichen Leonbergern der großen Fremdengasthöfe durch größere Geschmeidigkeit, Eleganz und Verläßlichkeit abheben. Einer lebt in Zams bei Landeck, der zweite in Zürs oder St. Anton, viel reichsdeutschen Sportsleuten wohlbekannt als Berg- und Suchhund aus Wetternot. Vom dritten ist hier zu berichten.

Als Jährling kam er zum Pfarrer eines Hochgebirgsweilers, wohl des höchstgelegenen in Österreich. Dieser Priester war vormals Offizier bei den Kaiserschützen gewesen, schwer verwundet und hatte sich Gott angelobt, wenn er ihn am Leben erhalte. Er kam davon, blieb aber von zarter Gesundheit. Der Aufenthalt in Höhenluft und Einsamkeit ward ihm von den Ärzten verordnet. Der noch jugendliche Pfarrer der durch Fremdenverkehr zu Wohlstand und Bauern-Würde gelangten Gemeinde hatte aber mit dem geistlichen Gewand den Offizier nicht ausgezogen. Er war ein passionierter Sportsmann, Jäger, unermüdlicher Tarockspieler — ganz Herrenmensch und Kavalier; der geborene Hundehalter von Art großer Herren, die ihrem Leibhund nicht zuviel Liebe und nicht zuviel Hiebe geben, ihn scharf in Arbeit und Disziplin halten und immer gleich in dieser gemessenen Behandlung des treuesten Mannes-Gefährten bleiben, so daß der Hund genau weiß wie er dran ist und seinen im Grunde edlen Charakter entfalten kann.

Dies war die für Barry notwendige Lebenssphäre, in der er zum herrlichen Rüden gedieh. Seinem Herren hing er mit großer Liebe an. Sein Diensteifer war grenzenlos. Bei der erstaunlichen Gelehrigkeit und dem Ehrgeiz der Bernhardshunde lernte Barry rasch, was sein Herr wünschte. Neben dem Schutz- und Retterdienst des geborenen Spürhunds ward er unterwiesen im Schlittenzug. Dieser Kunst lag er mit Leidenschaft ob, denn sie bedeutete die unmittelbarsten Dienste allein für den Herrn. Er bekam einen schnellen, festen, tiefbauchigen Schlitten, in dem sein Herr geborgen ruhte und die Leine nur eben zu halten brauchte. Das andere besorgte Barry allein mit Sorgfalt und der untrüglichen Kenntnis von Weg und Wetter, die aus der langen Reihe erfahrener, mit Launen und Gesetzen des Hochgebirgs feinst vertrauter Ahnen stammte. Dieser Hundeschlitten trat nur im Winter in Dienst und war eine im ganzen Tale gekannte und beschmunzelte Kuriosität — doch fern von aller Spielerei das einzige Verkehrsmittel, das den Bann der von der Außenwelt durch Schnee- und Eiswälle abgeschlossenen Menschengemeinschaft brach (vom Skilauf abgesehen). Vielleicht bereitete dem Pfarrer im Anfang diese Transportart so etwas wie alte Offiziers-Lust am Reiten und Karriolen — aber das schwand vor der wachsenden Zuneigung zu dem wundervollen Hund in seiner Unverdrossenheit und erstaunlichen Leistungsfähigkeit. Denn mit dem Schlitten in gutem Tempo über die schmalen vereisten, lawinenverwehten Saumpfade hoch über der öden Schlucht mit dem brausenden Gletscherfluß tief im Grunde bei bösem Wetter und Wind wie spielend dahinflitzen und völlig frisch mit frohem Gebell am Bestimmungsort aus den Gurten zu schlüpfen — das machte im ganzen Tal kein Rassehund dem Bernhardiner nach. Und nur der Pfarrer kannte das Unaussprechliche der Verbundenheit von Mensch und Tier, wenn er mit seinem Hund in früher Dämmerung oder bei sternenklarer Frostnacht im Schlitten nach dem weltfernen Hochgebirgsweiler zurückglitt.

So wäre dies schöne Beispiel von Lebensgemeinschaft ruhig und erfreulich weitergegangen, hätte Barry nicht in einer Beziehung versagt: er konnte Geisen nicht ausstehen. Seinem geraden und gediegenen Wesen war die freche, launische und gehässige Art der verwöhnten, überall freischweifenden Bergziegen zuwider, und ihre Taktik, den verachteten Hund zu reizen und zu narren, nahm ihm die Überlegenheit, die Klugheit und Würde ihm verliehen. Er ließ sich hinreißen, den Bösewichtern, wenn er sie mal erwischte, tüchtig heimzuzahlen. Aber das nahmen nun die Bauern sehr krumm, denn mit dem Nutzvieh verstehen sie keinen Spaß. Ihnen war wie ihren Ziegen dieser Hund nur ein Hund — im Grunde überflüssiger Fresser, unnütz, nur eben geduldet.

So ließ man dem Pfarrer keinen Zweifel, daß der Hund das Geisenspiel nicht oft wiederholen dürfe; sonst müsse das Tier weg: so oder so. Der Pfarrer nahm die Botschaft genau, wie sie lautete. Er war sehr bekümmert über diese menschliche Unzulänglichkeit. Aber da er sich auf die materielle Beihilfe und den guten Willen seiner Bauern bei dem geringen Gehalt als Bergkaplan angewiesen sah, so gebot er seinem Herzen Schweigen, gab seinen Unmut Gott anheim und begann sich auf die Trennung von seinem Hund einzustellen, der — als ahne er das kommende Auseinandergehen — ihm gar nicht Liebes und Eifriges genug erweisen konnte. Sechs Wochen betrieb der Pfarrer die Suche nach einer ordentlichen Unterkunft für Barry, fuhr im Schlitten mit ihm zur Stadt, fuhr viel schwerer zurück und schloß sich von den Bauern ab, daß es sie verdroß, weil der Hund der Grund war und mehr zu gelten schien als sie. Schließlich ward die Übereinkunft mit einem Handelshause der Landeshauptstadt abgeschlossen, dessen Besitzer Sinn und Liebe für edle Hunde und die Nöte des geistlichen Herrn zeigte und das Beste für den Bernhardiner zu tun versprach, um ihn über die Zeit der Trauer und Trennung vom Herrn hinwegzubringen und heimisch zu machen.

So ging fortan der Pfarrer seinen Weg, und Barry sah sich in das ihm ungemäße Lebensgebiet einer großen Manufaktur mit stetem Gehen und Kommen von Menschen und Dingen versetzt, das ihm zuwider war und ihn verkümmern ließ. Um ihn, dem an harten regemäßigen Dienst gewöhnten in etwas zu beschäftigen, gesellte man ihn dem Hofwächter bei, der sich redlich um seine Liebe bemühte. Aber es lag im Wesen des großen edlen Hundes beschlossen, daß er nur einmal und ganz sich zu geben vermochte. Seine Sehnsucht blieb bei dem fernen einsamen Herrn und der gewaltigen Ödenei des Hochgebirges, in dem seine Ahnen königlich walteten und vergingen. Er gehorchte dem neuen Gebieter, verrichtete seinen Wachtdienst, aber traurig, lustlos, daß es dem Kaufherrn ins Herz schnitt und er nach eiligem Briefwechsel mit Barrys erklärtem Herrn kurzerhand den Bernhardiner zur Fabrik versetzte, die ihm die schönen Tuche der Manufakturei aus Tiroler Schafwolle herstellte und hoch im Gebirge am jungen, zähen Inn lag. Dort in vertrauter Landschaft hofften Priester und Handelsherr auf die Besserung des ihnen werten Hundes. Und äußerlich lebte Barry allmählich auf, aber den Schlitten zog er nicht mehr. Er sah den „Chef", der auf diesen „Trick" gekommen, mit den großen treuen Hundeaugen so vorwurfsvoll an, daß der reiche Mann sich im Grunde schämte.

Eines Nachts erhielt Barry den Ruf. Er folgte ihm unbedenklich. Am Morgen suchte man ihn vergeblich in der Fabrik, und weit herum. Da trabte der große Hund längst im Seitental des Inns, das seine wahre Heimat war und blieb. Man sah ihn im Morgenzwielicht wie einen Schatten durch die Taldörfer huschen und kannte ihn noch: das ist doch Kaplans Bernhardiner von ganz zu hinterst, hieß es. Barry gönnte sich nicht Ruh' noch Rast. Die großen Pfoten, nicht mehr gewohnt so langen Laufs, waren heiß und geschwollen — der Bernhardiner trabte mit hängender Zunge hechelnd bergauf und rundete mit den Meilen die Hunderte von Metern des Anstiegs, bis er mit den ersten Abendschatten die neunzig Kilometer des Wegs vom obersten Inntal zu seinem Hochweiler zurückgelegt hatte und klagend an der Widumstür Einlaß begehrte.

Der Pfarrer lag auf den Tod, schon nicht mehr ganz bei sich. Als aber der Hund sich demütig, die Augen unaussprechlich auf den totblassen Herrn gerichtet, zur Seite der

Bettstatt legte, ging es wie ein Leuchten und Lächeln über des Verlöschenden schon todesstrenges Antlitz, und seine Hand bewegte sich matt nach dem Hund hin.

Barry heulte nicht, begehrte nicht dem auf ewig Entschwindenden nach, der im schmalen Sarg der Priestergruft entgegengetragen ward. Dies verbot die edle Würde und stumme, weil tiefe Trauer des Hundes. Er lag reglos auf dem Schaffell vor des Toten Bett — zwei Tage lang — wie ein aus Erz gefügter Totenwächter. Dann kam von der Fabrik der Meister, dem Barry noch am ehesten zugetan gewesen. Ohne Widerstand folgte der Hund, die mächtige buschige Rute tiefgesenkt. Zu suchen hatte er an diesem Ort nichts mehr. Das Leben, das nun vor ihm lag, würde verrinnen als Zeitspanne ohne Lust und Liebe, getragen und ins Heldische erhöht nur durch Gehorsam und Leistung. So wollte es das edle Blut der Ahnen, die nichts Schöneres kannten, als in der Männergemeinschaft auf Tod und Leben verbunden, dann aber trotzend allen Gewalten außer dem Tod, zu dienen und zu vergehen.

Pfeffer.

Reportage von Hans Wörner.

Ich bekam einen Brief aus dem Nachbarhaus.

Er war von der Dame geschrieben, die ich ein paar mal gegrüßt und einmal auch zusammen mit ihrem vielleicht siebzehnjährigen Jungen gesehen hatte. Der Brief handelte von diesem Jungen.

„Vielleicht ist es möglich, daß Sie meinen Sohn Jochen einmal anhören. In seinem Zimmer brennt seit vielen Tagen fast jede Nacht Licht. Und wenn ich dann hingehe, sitzt er an seinem Tisch, rechnet und grübelt. Als Journalist müßten Sie leicht verschiedene von den Fragen beantworten können, mit denen Jochen sich quält. Ich wäre froh, wenn ich Ihnen den Jungen einmal schicken dürfte . . .“

Ich habe diesen Brief nicht recht verstanden. Vielleicht war es also Neugier, daß ich das Mädchen in das Nachbarhaus schickte und Jochen für den Abend zu mir bat.

Er kam pünktlich und beugte sich sehr nett über die Hand meiner Frau. Sein Haar war frisch gekämmt, er hatte ein festes, junges Gesicht und trug eine Mappe unter seinem Arm.

Wir saßen am kleinen Tisch und tranken Tee. Jochen rauchte nicht, bat um die Erlaubnis, an den Bücherschrank zu gehen; und während er dort stand, wußte ich immer noch nicht, was eigentlich ihn so drückte. Aber plötzlich wandte er sich um, sah mich fest und streng an und stellte seine erste, große Frage.

„Wie beurteilen Sie den Londoner Pfefferkrach, Herr Wörner? Glauben Sie, daß der Pfeffer fallen wird?“

Ich brauchte eine Weile zu meiner Antwort. „Ich denke, daß die Regierung einspringt. Ein paar Firmen werden freilich draufgehen, denn der Poolpreis ist sicherlich nicht zu halten. Steigen wird der Preis auf keinen Fall. Man wird die Vorräte langsam abstoßen und im einzelnen zweifellos Einbußen dabei erleiden. Heute las ich, daß der Pfefferkrach sogar den Zinnmarkt in Mitleidenschaft gezogen hat. Die Lage ist also ernst!“

Jochen setzte sich wieder hin und musterte mit zusammengezogenen Brauen den Teppich. Er vergaß, meiner Frau dafür zu danken, daß sie ihm neuen Tee eingoß, „Es ist eine ganze böse Sache!“ sagte er. „Kein Mensch weiß, wie er sich verhalten soll. Die Preise hatten in den letzten Monaten stark angezogen. Aber es steckten überall noch große Posten im Hinterhalt, der Pool ist nach allen Regeln der Kunst gekillt worden. Und was würden Sie tun, wenn Sie fünfzehn Tonnen Pfeffer hätten?“

Meine Frau sah den Jochen von der Seite an. „Hat nicht die Tonne zwanzig Zentner?“ fragte sie mich mit einem Ausdruck von Entsetzen. Ich mußte es bestätigen. Und was würde ich tun, wenn ich dreihundert Zentner Pfeffer hätte! Ich nahm eine neue Zigarette.

„Mein Himmel! Dreihundert Zentner Pfeffer! Ich wünsche keinem Kaufmann ausgerechnet jetzt einen solchen Besitz. Der deutsche Jahresbedarf beträgt nicht ganz zweihundert Zentner. Wer soll einen einzelnen retten, wenn er im günstigsten Falle zwei Jahre gebraucht, um sein Lager einmal umzusetzen! Allein der Zinsverlust muß den Mann schmeißen!“

„Sie haben recht, der Zinsverlust ist ungeheuer, aber es kommen noch die Preisabschläge hinzu und die gräßliche Illiquidität, der man in den zwei Jahren ausgesetzt ist. Wie soll man da eine Bilanz machen, wie die Teilhaber in Schach halten! Es ist eine verzweifelte Lage, das können Sie glauben“, sagte Jochen.

Ein Windstoß fuhr um das Haus. Wir schwiegen und lauschten hin. Jochen hatte meine Zündholzschachtel in Arbeit genommen und zerteilte sie in kleine Fetzchen, die er rund herum an den Aschenbecher lehnte.

„Allerdings, aber vielleicht ist die Lage doch noch zu retten!“ fiel mir ein. „Man muß eben alle diejenigen Firmen zusammenspannen, die in Mitleidenschaft gezogen würden. Wenn ich also diesen gräßlich vielen Pfeffer hätte, würde ich meine Lieferanten und meine Bankgläubiger alarmieren und mit ihnen zusammen bei der Devisenstelle vorsprechen. Sehen Sie! Wenn die Devisenstelle zwei Jahre lang keine Auslandswährung für die Pfeffereinfuhr hergibt, wäre der deutsche Markt abgeriegelt. Man müßte sich dann nur auf den äußersten Preis, Selbstkosten zuzüglich handelsüblichen Verdienst, festlegen und könnte seine Vorräte dann doch unter diesem Schutz langsam unterbringen. Es fragt sich nur, welche Forderungen die Importeure für den Verdienstausfall erheben!“

Jochen sah auf. „Das mit den Importeuren wäre nicht ganz so schlimm“, sagte er, „wir sind ja ihre guten Kunden; und immerhin handelt es sich nur um den einen Artikel, auf den sie zwei Jahre verzichten sollen. Und wenn man einen Kredit bekäme, ein paar Aktien dieser Importhäuser zu kaufen, damit man ihnen etwas dreinreden kann . . .“

„Ich verstehe das alles nicht“, platzte meine Frau in diesem Augenblick dazwischen. „Wer hat denn nun aber den irrsinnig vielen Pfeffer? Das möchte ich mal wissen!“

Ich sah sie groß an. Daran hatte ich noch nicht gedacht. Ich wußte das ja auch nicht. Zum Donnerwetter, ja, wer eigentlich hatte den vielen Pfeffer? Ich sah Jochen an, meine Frau sah Jochen an, Jochen senkte den Kopf und wurde ein wenig rot . . . „Ich!“ sagte er dann.

Meine Frau sprang auf. „Sie, Jochen? Dreihundert Zentner Pfeffer? Wie alt sind Sie eigentlich, Jochen?“

„Ich bin siebzehn Jahre, im Oktober werde ich achtzehn“! sagte Jochen und starrte immer noch auf den Boden.

„Und was sagt Ihre Mutter dazu, zu dieser wüsten Spekulation? Woher haben Sie überhaupt das Geld? War es Ihr Erbteil?“

Jochen sah meine Frau an, Jochen sah mich an. „Hat Ihnen meine Mutter das nicht geschrieben?“ fragte er. Wir schüttelten die Köpfe. Und zum ersten Male lächelte der Jochen. „Es handelt sich doch um eine Übungsfirma, um „Jochen und Kampagnie“! Die kaufmännischen Jugendorganisationen haben Übungsfirmen für uns Lehrlinge. Sie sind über das ganze Reich verstreut und arbeiten miteinander wie richtige Firmen. Wir schreiben Briefe und Rechnungen, beanstanden und klagen, spekulieren und treiben Großhandel. „Jochen und Co“ haben im letzten Jahre vier Millionen Mark umgesetzt, und auf meinen Verdienstanteil entfielen neunhunderttausend Mark. Aber jetzt, glaube ich, werden wir pleite gehen, weil wir mit dem Pfeffer Fehler gemacht haben . . .“ —

Gestern traf ich den Jochen auf der Straße. Er probierte mit einem Kameraden ein leichtes Motorrad aus. Er war vergnügt und froh, ganz unbeschwert. „Es ist alles in Ordnung!“ rief er mir über den Damm zu. „Ich habe mächtig viel Glück gehabt. Zweihundert Zentner waren noch auf dem Schiff, das Schiff ist untergegangen! Die Versicherung hat mich gesund gemacht. Und glauben Sie, daß der Belga abgewertet wird? Darf ich heute abend mit Ihnen darüber sprechen?“ Er sprang auf mich zu und dämpfte seine Stimme. „Für diesen Fall würde man Katangakupfer kaufen!“ flüsterte er.

Wir werden heute abend darüber sprechen. Belgaabwertung . . . Katangakontingent . . . Newyorker Kupferkonferenz . . . wir wittern ein großes Geschäft . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.